

btb

Buch

Im Londoner Exil hatte Haffner 1939 seine »Geschichte eines Deutschen« niedergeschrieben. 50 Jahre später besuchte die junge Journalistin Jutta Krug den damals über 80-jährigen Autor und sprach mit ihm über sein Leben in Berlin und seine Zeit im Exil. In dem daraus entstandenen Interview legt Sebastian Haffner seine Gründe dar, Deutschland zu verlassen und er berichtet von den Schwierigkeiten, die er zunächst in England hatte. Er gibt außerdem Einblick in seine journalistische Arbeit beim deutschsprachigen Emigrantenblatt »Die Zeitung« und später beim renommierten »Observer«. »Als Engländer maskiert« ist nicht nur der spannende, persönliche Bericht eines Lebens, sondern ein wichtiges Zeitdokument.

»Sebastian Haffner präsentiert sich hier abermals mit funkelndem Intellekt und distinguiertem Humor, so dass die Lektüre einfach Freude macht.«

Deutsche Welle

Autoren

Sebastian Haffner, geboren 1907 in Berlin, war promovierter Jurist. Er emigrierte 1938 nach England, wo er als Journalist für den »Observer« arbeitete. Seine »Geschichte eines Deutschen« verfasste er 1939 im Londoner Exil. 2000 wurde sie posthum zum Bestseller. 1954 kehrte er nach Deutschland zurück, schrieb zunächst für die »Welt«, später für den »Stern«. Haffner ist Autor einer Reihe historischer Bestseller, u. a. »Anmerkungen zu Hitler«. Er starb 1999.

Jutta Krug, geboren 1964, ist Redakteurin beim WDR in Köln. 1994 erhielt sie den Deutsch-Französischen Journalistenpreis.

Uwe Soukup, geboren 1956, freier Journalist, hat 2001 die Haffner-Biographie »Ich bin nun mal ein Deutscher« veröffentlicht.

Sebastian Haffner

Als Engländer maskiert

Ein Gespräch mit Jutta Krug
über das Exil

Mit einer Nachbemerkung
von Uwe Soukup

btb



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1223
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Dezember 2008,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2002 Deutsche Verlags-Anstalt,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagfoto: ullstein-bild / teutopress
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
SL · Herstellung: BB
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-73855-7

www.btb-verlag.de

INHALT

7 *Jutta Krug*

Vorwort

11 Interview

71 *Uwe Soukup*

Ein paradoxes Leben

VORWORT

Leben zwischen den Zeiten

Eine freundliche weiße Schneeschicht hatte sich über das graue Berlin gelegt an diesem 19. Februar 1989. Es war ein sehr englischer Nachmittag, den ich mit Sebastian Haffner verbrachte. Höflich, distinguiert empfing er mich zum Tee, ganz in der Würde des über Achtzigjährigen, in dessen Leben sich die Ereignisse des 20. Jahrhunderts eingeschrieben hatten. Um ein Kapitel aus diesem so bewegten Leben sollte es bei unserem Gespräch gehen. Der konzentrierte, intelligente Plauderton, den Haffner so gut beherrschte, nahm auch mich sofort gefangen. Mir schien, als wäre jeder Blick von ihm aus dem Fenster seiner Dahlemer Wohnung ein Blick zurück – auf das Berlin der dreißiger Jahre, auf die Emigration und sein Leben in England während des Krieges. Er hatte versucht, den Engländern Deutschland zu erklären – zu einer Zeit, als er es wahrscheinlich selbst nicht mehr so ganz verstand.

Ich hatte es mir schwieriger vorgestellt, Haffner zu einem Interview zu bewegen, das noch nicht einmal publiziert werden sollte. Es mußte ihm wohl recht seltsam erscheinen, daß eine Studentin aus München anreist, um mit ihm über das Exil zu sprechen und darüber eine Diplomarbeit zu schreiben. Über Jahre und Jahrzehnte hatte sich kaum jemand für diese Zeit interessiert. Als Haffner längst wieder in Deutschland lebte und zu einem der einflußreichsten Meinungsmacher avanciert war, ging es um ganz

andere Dinge: Westintegration, Mauerbau, Kuba-Krise, »Spiegel«-Affäre. Auf den wichtigsten Foren der bundesdeutschen Öffentlichkeit meldete sich Haffner zu Wort. Den gesellschaftlichen Aufbruch der späten sechziger Jahre hatte er mit vorbereitet; gleichzeitig ließ ihn aber die Geschichte nicht los. Sei es mit seinen »Stern«-Kolumnen oder mit den historischen Büchern – sein Anliegen war: Deutschland erklären – diesmal den Deutschen selbst.

Als ich ihn traf, hatte Haffner neben seinem englischen schon längst wieder einen deutschen Paß in der Tasche. Aber in seinem Schreiben über Geschichte blieb er ganz Engländer: nicht akademisch-steif, sondern essayistisch thesenhaft, »auf eine Pointe hin« – wie er selbst sagte –, oft provokant, immer auf der Suche nach einer originellen Perspektive.

Doch durch meine Diplomarbeit war Haffner nun selbst Gegenstand geschichtlichen Interesses: In englischen Archiven hatte ich nach seinen Artikeln aus der Londoner Zeit gesucht, wollte wissen, was ihn damals bewegte, wie er über Deutschland dachte und wie er als Emigrant politisch Einfluß nahm. Das Gespräch mit ihm sollte nach den Methoden der »oral history« ausgewertet werden. Ich wollte einen Beitrag zur Exilforschung leisten, die große Defizite aufwies. Mein Interview-Wunsch und mein Quellenstudium in England, mein Anliegen, sein Exil zu dokumentieren und damit festzuhalten, was noch festzuhalten war – das könnte für Haffner ein klein bißchen Genugtuung gewesen sein. Gezeigt hat er es nicht.

Als ich nach fast drei Stunden das sechste Tonband einfädelt, ging unsere Zeitreise langsam zu Ende. Dämmerung machte sich breit in diesem Raum, der mit seinen Büchern, Teppichen und dem Wintergarten etwas Zeit-

loses hatte. Unser Gespräch über das Exil war anschaulich und lebendig gewesen bis in letzte Details; durch die Nachkriegszeit eilten wir jedoch in immer größeren Schritten. Sebastian Haffner war müde, der Rückblick auf ein langes Leben hatte ihn erschöpft, und mir wurde klar, daß ich mich bald verabschieden mußte.

Die Aufzeichnung dieses Gesprächs hat dann ihre eigene Geschichte erlebt: Lange schlummerte sie in den Kellern der Münchner Universität, bis Uwe Soukup bei den Recherchen zu seiner Haffner-Biographie im Frühjahr 2001 darauf aufmerksam wurde. So bat ich ihn um das Nachwort zu diesem Band, in dem er erläutert, welche entscheidende Rolle die Exiljahre im Leben und Schreiben von Sebastian Haffner gespielt haben.

Als dann im Spätsommer 2001 durch Fälschungsvorwürfe Haffners »Geschichte eines Deutschen« in ein ganz zweifelhaftes Licht gestellt wurde, bekam unser damaliges Gespräch plötzlich noch einen neuen und ganz anderen Stellenwert.

Hier gab Haffner Auskunft über dieses Buch, das er 1939 in London angefangen, aber nie beendet hatte. Es war sein erster Schreibversuch im Exil. Wer weiterhin das Entstehungsjahr von der »Geschichte eines Deutschen« anzweifeln will, müßte Haffners Aussagen zehn Jahre vor seinem Tod als bewußte Irreführung interpretieren. Die Fälschungsdebatte wurde zum feuilletonistischen Strohhalm. Sebastian Haffner hätte sich nur wundern, vielleicht auch amüsieren können. Erregt hätte er sich darüber kaum – auch dabei ganz Brite.

Köln, 24. Januar 2002

Jutta Krug

INTERVIEW

Im Jahre 1938 beschlossen Sie zu emigrieren. In einer Kurzbiographie heißt es: »Im Dritten Reich strebte Sebastian Haffner eine Richterlaufbahn nicht mehr an.« Statt dessen haben Sie begonnen, für Zeitungen und Zeitschriften zu schreiben. Wie verlief der Entscheidungsprozeß, der zu Ihrer Emigration führte?

1936 bin ich aus dem Justizdienst ausgeschieden. Ich hatte ja meinen Assessor genau im Jahre '33 gemacht, also meine zweite juristische Staatsprüfung. Daß es mit der Karriere nichts werden würde, jedenfalls so lange das Dritte Reich dauerte, das war mir von Anfang an klar. Ich habe dann meinen ersten Urlaub genommen, den ich auch schon mit dem Hintergedanken, vielleicht wegzubleiben, in Paris größtenteils verbrachte, wo ich meine Doktorarbeit schrieb. Das war '34. Aber mit dem Wegbleiben, das wurde nichts. Ich war dann wieder hier und habe noch zwei Jahre lang, von Mitte '34 bis Mitte '36, so dies und das getan, meistens Anwälte vertreten, aber gelegentlich war ich auch auf dem Gericht tätig. Ich war mal ein paar Wochen in einer Scheidungskammer des Landgerichts 1 Berlin, das war im Frühjahr 1936. Aber das war alles sehr mit dem Wort »vorläufig« im Herzen. Man mußte sich ja irgendwie sein Geld zu verdienen suchen. Und ich war eben Jurist. Ich hatte Jura ja ganz ehrlich studiert in der Hoffnung, dann später irgendwann einmal Verwaltungsjurist zu werden und vielleicht in irgendein Ministerium zu geraten, aber das war alles mit Hitler aus. Was das Schreiben betrifft – ich hatte immer ein bißchen geschrieben, auch früher schon, so nebenbei. Zwei Romane habe ich vor dem Dritten Reich geschrieben. Es schwebte mir damals so eine Art Doppelleben vor:

Ich wollte ein höherer Beamter werden und die praktischen Dinge beeinflussen und nebenbei Romane schreiben, was ja in Deutschland nicht unbedingt üblich ist, aber zum Beispiel in Frankreich durchaus. Ich blieb dann beim Schreiben und fing an, für Zeitschriften zu schreiben. Einen Roman habe ich in der Zeit gar nicht mehr geschrieben, das war alles zu weitläufig. Ich hatte auch nicht das Gefühl, daß ich einen Roman derart, wie ich ihn gern geschrieben hätte, würde veröffentlichen können. Das war nichts Politisches, aber es paßte nicht mehr in die kulturelle Atmosphäre. Aber so harmlose Artikel zu schreiben, meist etwas snobistischen Charakters, das ging gerade noch. In den Jahren vor 1938 konnte man in Berlin jedenfalls durchaus noch so ein bißchen an dem ganzen Hitlerismus vorbeileben, sich in Kreisen bewegen, wo es keine Nazis gab und wo man so weiterlebte wie vorher. Man konnte das sogar bei Ullstein noch lange Zeit, nicht in Zeitungen so sehr. Obwohl – angefangen hatte ich beim Feuilleton der »Vossischen Zeitung«, als es die noch gab, im Winter '33/'34. Aber nachdem die »Voss« eingegangen war, habe ich eben hauptsächlich für Zeitschriften gearbeitet, für die »Dame«, die »Koralle«. Die Redaktionen, das waren noch keine Nazi-Redaktionen, das waren die alten Ullsteiner. Der Geist des Hauses Ullstein lebte noch ziemlich lange intern fort. Die Atmosphäre im dritten Stock Ullstein war noch sehr nicht-nazi, ich will nicht sagen anti-, aber nicht-nazi. Da konnte man so harmloses, snobistisches Zeug schreiben, was ich dann eben ein paar Jahre noch getan habe. Eine Weile war ich so eine Art Moderedakteur. Es gab eine neugegründete, aus mehreren zusammengefaßte Zeitschrift, die sich »Neue Modenwelt« nannte und die eine Beilage, »Die kleine Zeitung«, hatte. Das war eine

etwas snobistische, etwas auf Mode, etwas auf das, was man damals für Frauenfragen hielt, ausgerichtete »kleine Zeitung« feuilletonistischer Art. Deren Redakteur war ich. Das war 1937. Davon lebte man gar nicht ganz schlecht, und man hatte wirklich auch noch das Gefühl, man lebt in einer Nicht-Nazi-Welt.

In den frühen dreißiger Jahren glaubte man auch nicht, daß das zwölf Jahre dauern würde. Man dachte, ach, das kann alles noch vorbeigehen. Man setzte immer noch gewisse Hoffnungen auf die Wehrmacht, auf die Reichswehr, wie sie damals noch hieß. Das waren ja altkonservative Leute, die auch später, am 20. Juli, zum Teil tatsächlich geputscht haben. Damals war das alles noch eine ganz andere Stimmung.

1938 wurde es ja eben erst richtig ernst. 1938 merkte man erst richtig, jedenfalls von innen, daß Deutschland sehr mächtig geworden war, daß es auf einen Krieg zuing, jedenfalls auf Eroberung, die zu einem Krieg führen würde. Da war Österreich, da war auch die große Blomberg-Fritsch-Krise, sozusagen die Entmachtung der Reichswehr. Es wurde ernst, und ich dachte, nun mußst du wirklich sehen, daß du hier rauskommst. Eben auch aus meinen privaten Gründen, weil ich ja hier in »Rassenschande« lebte. Ich war ja plötzlich strafbar, weil ich ein völlig harmloses Freundschafts- und Liebesverhältnis mit einer allerdings schon aus ihrem Job bei der Hochschule für Politik rausgeschmissenen, für Hitler jüdischen, in Wirklichkeit keineswegs jüdischen Dame hatte. Andererseits war es auch wieder so, daß wir keineswegs in ständiger Angst lebten, denn dort am Breitenbachplatz, wo meine Frau damals wohnte und wo ich ein und aus ging, lebten keine Nazis. Es war noch ein anderes Ambiente. Das war diese ehe-

malige Künstlerkolonie, da wurde man nicht denunziert. Es ist doch ganz interessant, daß wir mehrere Jahre lang so lebten, und es ist nichts passiert. Man konnte das, man war nicht nur von Denunzianten umgeben.

Ich bewegte mich mit meiner damaligen Freundin in einem Kreis von Leuten, die später ziemlich berühmt wurden, zum Beispiel Huchel, Eich, Horst Lange und seine Frau, Oda Schäfer, die kürzlich gestorben ist. Das waren alles ausgesprochene Nicht-, ja Anti-Nazis. Natürlich schimpfte man einhellig über die Politik. Andererseits waren es alles junge Leute in einem Alter, in dem man anfängt, eine Existenz zu gründen, Geld zu verdienen und zu heiraten, oder man ist schon verheiratet. Es waren alles Intellektuelle, die nur mit ihrem Kopf Geld verdienen konnten, also im Rundfunk, in der Presse oder indem sie Romane schrieben, wie Horst Lange. Man konnte nicht alles so schreiben, wie man wollte, man konnte aber trotzdem vermeiden, direkt etwas gegen sein Gewissen zu schreiben. Es gab noch so komische Grauzonen, wo man sich rundrücken konnte. Das war für mich Ullstein, im dritten Stock bei diesen Mode- und sonstigen Zeitschriften. Man konnte natürlich nicht schreiben »Hitler ist gräßlich«, aber man mußte auch nicht schreiben »Der Führer ist wundervoll«. Man schrieb eben über Moden und Pferde und snobistische Bücher.

*Was waren für Sie die prägenden Erfahrungen, die zu einer Ablehnung des Nationalsozialismus und schließlich zur Emigration führten?*⁹

Ohne meine beiden Schulen wäre mein Leben, insbesondere politisch, sicher ganz anders verlaufen. Daß mir die Juden so wichtig wurden und daß mich der nazistische Antisemitismus zur Emigration brachte, liegt an meiner ersten Schule, dem Königstädtischen Gymnasium in der Nähe des Alexanderplatzes. Mit mir in der Schule waren hochintelligente Juden, die Söhne von jüdischen Geschäftsleuten. Sie waren die geistige Elite des Gymnasiums, und unter ihnen fand ich meine Freunde und verwandten Seelen. Meine erste Schule lehrte mich: Die Juden sind das bessere, das intellektuelle und kultivierte Deutschland. Horst Wessel war auch ein Mitschüler von mir dort, aber er war nun nicht mein Freund.

In meiner zweiten Schule, dem Schillergymnasium, lernte ich eine zweite Elite kennen, die mich auch immer beeinflußt hat und der ich heute noch ein bißchen anhänge, und zwar Klein-Potsdam. Wir waren 1924 nach Lichterfelde umgezogen, und das war ein Klein-Potsdam. In Potsdam waren die Generäle, dort waren die Obristen, die mittleren und höheren Beamten und die mittleren Offiziere. Dort lebte schon lange vor Hitler der Geist des 20. Juli. Das waren Leute, die durchaus gegen die Weimarer Republik waren, die aber auch gegen die Nazis waren – sie waren gegen alles Rabaukentum, sie waren eben die deutsche Elite. Am Königstädtischen Gymnasium unter der jüdischen Elite war ich ziemlich links, hier wurde ich rechts. Mein ganzes Leben ist bestimmt gewesen von meinen Erfahrungen auf diesen beiden Schulen.

Aus welcher Geisteshaltung, aus welcher politischen Haltung heraus lehnten Sie den Nationalsozialismus ab?

Eine politische Haltung in einem definierbaren Sinne kann ich mir eigentlich gar nicht zusprechen. Ich gehörte keiner Partei an, ich war nicht einmal ein sehr entschiedener Linker oder Demokrat. Wenn es eine Regierung Papen/Schleicher auf die Dauer gegeben hätte, wäre ich vielleicht dagegen gewesen unter manchen Gesichtspunkten, aber ich wäre nicht weggegangen.

Was mich wirklich bestimmte, das waren zwei Sachen: Das eine war, daß es keinen Rechtsstaat mehr gab. Ich war ja schließlich Jurist, und das nicht ganz zufällig. Der Rechtsstaat war eine der Sachen, an die ich glaubte. Und all die ungeheuren Rechtsbrüche, die gleich '33 passierten – die Einrichtung der Konzentrationslager, wo man ohne Richterspruch, ohne angegebenen Grund hingebbracht und beliebig lange festgehalten wurde, und die Zustände von denen man ja hörte, die dort von Anfang an herrschten –, das war die eine Sache. Und die andere Sache war die Judengeschichte.

Ich bin kein Jude, aber ich hatte von der Schule her sehr enge jüdische Freunde und, als ich etwas größer wurde, auch Freundinnen. Ich mochte nicht in einem Land leben, wo ich nicht die Leute als Umgang aussuchen konnte, die ich wollte. Ich fand auch die Behandlung der Juden von vornherein empörend. Ich wollte nichts damit zu tun haben. Eine Weile ging das sogar noch, ohne daß man emigrierte. In den mittleren dreißiger Jahren, besonders '36 zur Zeit der Olympiade, wo ja vieles plötzlich zurückgeschraubt wurde, konnte man so ein bißchen neben der

ganzen Geschichte herleben, als ob es sie nicht gäbe, wenn man sich auf die entsprechenden Zirkel beschränkte. Aber alles das war '38 dann doch endgültig vorbei.

Daß ich aus dem Justizdienst ausschied, hatte auch mit den Nürnberger Gesetzen zu tun. Von da ab war ich strafbar, denn ich hatte damals bereits die Freundin, die ich dann heiratete, nachdem ich mit ihr emigriert war. Außerdem hätte ich solche Gesetze ja eventuell anwenden müssen. Das hätte mir blühen können, wenn ich im Justizdienst geblieben wäre. Das wollte ich nicht. Ich hatte auch das Gefühl, Schreiben ist etwas Internationaleres. Ich schrieb zwar nur Deutsch, aber es gibt ja Übersetzungen, und man kann eventuell eine andere Sprache besser lernen.

Kurz und gut, '38 wurde es ernst, und da beschloß ich, nun doch zu gehen. Es war gar nicht so einfach. Meine Freundin und ich emigrierten sozusagen getrennt. Sie emigrierte offiziell: Sie ging weg, mit ein bißchen Geld sogar, wofür sie allerdings die andere Hälfte ihres Geldes hier zurücklassen mußte als Reichsfluchtsteuer. Ich mußte irgendeinen Weg finden, wie ich mich nach England einschleichen konnte, was ich mit Hilfe eines halbfiktiven Ullstein-Auftrages tat. Ich sollte etwas über die großen Wohltätigkeitsunternehmungen des Lord Nuffield schreiben, eines Autoindustriellen, der damals sehr berühmt war für seine Gründungen. Dieses große private Mäzenatentum gibt es in Deutschland heute noch kaum und damals gar nicht, und so hatte das Thema einen gewissen Sensationswert. Das schien mir harmlos, weder nazistisch noch anstößig.

Die Leute bei Ullstein, die mir den Auftrag gaben, wußten: Ich wollte ihn nicht wirklich ausführen, ich wollte weggehen. Es kam dann auch nie dazu, weil ich in Eng-

land von Anfang an auf meine dortige versuchte Existenzgründung hinarbeitete.

1938 kamen wir also mit einigen Mühen und Schwierigkeiten raus, zu verschiedenen Daten übrigens. Meine Freundin und spätere Frau ging im Juni, ich im August. Am 1. September heirateten wir in Cambridge, wo wir zunächst hinzogen, weil wir da ein paar Bekannte und Verwandte hatten, die mit der Universität zu tun hatten. Ich hatte im Hinterkopf, man könnte da vielleicht wieder etwas Akademisches anfangen. Daraus ist aber nichts geworden. Dann hatte ich zunächst sehr schlechte Zeiten, denn ich gründete eine Familie – mein Sohn wurde Ende '38 geboren, meine Tochter Anfang '40 –, und ich hatte eigentlich nichts, wovon ich leben konnte. Als ich dann Mitte 1939 einen Buchentwurf von Warburg angenommen bekam, mit 2 Pfund in der Woche Vorschuß, fühlte ich mich ungeheuer glücklich. Jetzt hatte ich immerhin irgendeine, wenn auch noch so kleine Grundlage, auf der man irgendwie zu existieren anfangen konnte.

Dann habe ich auch angefangen, erstmal altes Zeug, was ich noch so hatte, an deutschsprachige Feuilletons in die Schweiz zu verkaufen. Das brachte nicht viel. Und ich begann, für englische Zeitungen auch so unbedeutendes, harmloses Zeug zu schreiben. Das ging noch sehr schlecht. Ich konnte ein bißchen Englisch, ich hatte mein Schulenglisch. Ich hatte auch, ehe ich wegging, noch ein paar Privatstunden genommen, aber was ich schrieb, mußte dann von einem richtigen Engländer sprachlich überarbeitet werden. Es war kein wirkliches, journalistisches Englisch.

Als der Krieg ausbrach, gab ich dieses Buch, das ich Warburg angeboten hatte, auf und fand, jetzt muß man etwas

schreiben, was für den Krieg nützlich und wichtig ist. Ich schrieb also das Buch, das später unter dem Titel »Germany: Jekyll and Hyde« in England und Amerika erschienen ist. Darin versuchte ich, so gut ich es damals konnte, eine Analyse der verschiedenen Volksstimmungen und Volksströmungen in Deutschland zu geben. Nachträglich muß ich sagen, obwohl vieles durchaus gut beobachtet war, war es zu optimistisch. Ich ging einfach davon aus, daß es eine Unmenge Leute gab, die eben nicht Nazis waren, nicht alle große Widerständler, aber eben, daß der Nazismus doch nur die knappe Hälfte des Volkes hinter sich habe. Dabei unterschätzte ich erstens die Entwicklung im Dritten Reich – was '33/'34 so gewesen ist, war '38/'39 schon nicht mehr so – und zweitens überschätzte ich die Stärke der wirklichen Gegnerschaft. Es war ein zu optimistisches Buch, aber es war nicht ganz dumm insofern, als ich viele Unterscheidungen machte, auch innerhalb der Pro-Nazi-Sachen. Es kam raus und hatte einen gewissen Erfolg und brachte mich so ein bißchen als einen Namen auf die Szene.

*Weshalb wählten Sie Großbritannien
als Emigrationsland?*

Ich war ja schon 1934 in Frankreich gewesen, als ich meine Doktorarbeit machte, und ich war gern dort, Frankreich ist ein schönes Land. Frankreich war schon damals von deutschen Emigranten überlaufen und wollte sie im Grunde genommen nicht haben. Es hat mich gar nicht sehr überrascht, daß die deutschen Emigranten später bei Kriegsausbruch in Frankreich einfach alle wie feindliche Ausländer behandelt und interniert wurden, teilweise mit fürchterlichen Folgen, da sie damit den Nazis sozusagen auf

dem Präsentierteller ausgeliefert wurden. Gut, soweit waren wir 1934 noch lange nicht, aber ich hatte gemerkt: Frankreich ist kein Emigrationsland. Frankreich ist sehr schön für Leute, die dahin Verbindungen haben, dahin gehören, Geld haben. Aber wenn man als deutscher Emigrant kommt, da ist man erst einmal ein Deutscher, was in Frankreich damals gar nicht so sehr angesehen war. Bis Amerika reichte einfach unser Geld nicht. Amerika war sehr weit, auch sehr umständlich. Man brauchte Bürgen, das war nicht zu machen.

Da gab es dazwischen also England, und in England war auch schon ein Teil der Familie meiner Frau. Es war auch ganz angenehm, daß man da nicht ganz ohne Leute war, die zwar dort auch alle erst gerade so geduldet waren, aber immerhin, man kannte jemanden und war nicht ganz so auf sich allein gestellt. Viel mehr war's eigentlich nicht. Gut, England war ein sympathisches, zivilisiertes Land, hatte eine gute Literatur, gute Zeitungen, gute Universitäten. Vielleicht würde sich da irgend etwas anknüpfen lassen. Es war also nicht so, daß ich dort etwas Bestimmtes vorgehabt hätte. Aber die Entscheidung erwies sich nachher als sehr glücklich, denn in Frankreich wäre man ja dann doch wieder im Nazi-Bereich gewesen und schlimmer dran als hier in Deutschland. England hat sich ja gehalten, man war immerhin auf einer Insel.

Nach England kam man jedoch sehr schwer rein. Wenn ich gesagt hätte, ich möchte hierher, um zu heiraten, weil ich in Deutschland die Frau, die ich heiraten will, nicht heiraten kann, hätten mich die Engländer für verrückt erklärt – »Wovon wollen Sie denn hier leben, wir haben Arbeitslosigkeit«. Das änderte sich im Kriege. Aber vor dem Krieg war es schwerer, irgendwo reinzukommen, als hier rauszukommen.

Wie haben Sie sich über Großbritannien als Emigrationsland informiert? Auf welche Weise haben Sie sich von dem, was Sie dort erwartet, vor Ihrer Emigration ein Bild verschafft?

Ich war einmal schon auf Reisen in England. Dabei hatte ich mich bereits ein bißchen umgehört, zum Beispiel bei dem Bruder meiner Frau und ihren beiden Schwestern. Eine davon war Schauspielerin und hatte ein bißchen was zu tun, und die andere war in London für einen Berliner Verband für nichtarische Christen. Sie hatte also auch etwas zu tun. Später stellte sie die Verbindung zu den Quäkern her, die mich rettete.

In Deutschland wußte man eigentlich eine ganze Menge über die Bedingungen für deutsche Emigranten in diesem oder in jenem Lande, besonders, wenn man sich mit dem Gedanken trug, selbst zu emigrieren. Irgendwie trug ich mich ja immer ein bißchen mit dem Gedanken. Dann hörte man sich um. Zum Beispiel 1936, im Olympia-Jahr, wo ja alles hier sehr gelockert war, gab es jüdische Emigranten, die vorübergehend hierher zurückkamen, sich die Olympischen Spiele ansahen – ihnen geschah auch nichts –, und sie erzählten natürlich auch, wie es draußen war. Der Gesamteindruck damals in der olympischen Zeit war der: Hier ist es ja längst nicht so schlimm, wie wir gedacht hatten, und draußen ist es viel schwerer, als wir gedacht hatten.

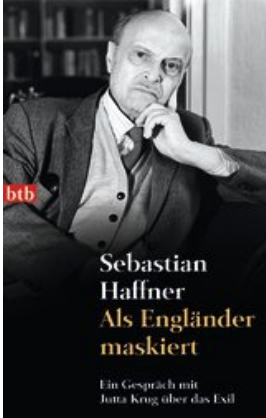
Es gab zwei Meinungen. In dem Kreis, von dem ich berichtete, sagte ich schon damals – und Oda Schäfer hat es sogar in ihren Lebenserinnerungen berichtet –, man muß hier weg, man wird hier doch in alles irgendwie hineingezogen. Man muß ja leben, dazu muß man arbeiten, und wir können alle nur schreiben oder beim Radio arbeiten,

und das ist das Spezialreich Goebbels', und da entkommt man einer gewissen Mitwirkung nicht, ob man will oder nicht. Teilweise war man anderer Meinung und blieb. Dies waren aber auch keine Nazis, im Gegenteil. Die Emigration war auch unter Anti-Nazis, gerade auch unter Intellektuellen, die auf ihre Sprache angewiesen waren, nicht so eine sichere Lösung. Und wer weiß, was ich gemacht hätte, wenn ich nicht auch noch meine speziellen Gründe gehabt hätte.

Wie beurteilten Sie die Möglichkeit der inneren Emigration?

Die innere Emigration, also wenn man nichts mitmachte, nirgends Mitglied wurde, das war eine halbe Sache. Man konnte noch so sehr innerlich dagegen sein, äußerlich wirkte man eben doch dafür. Das habe ich übrigens in meinem allerletzten Buch geschrieben und hatte dabei ein bestimmtes Beispiel vor Augen, einen Mann, der damals für den Film gearbeitet hat und sich in seinen Erinnerungen sehr viel darauf zugute tut, daß die Filme alle absolut so waren, als ob es den Nazismus gar nicht gäbe. Diese Ufa-Filme der dreißiger Jahre waren ganz unpolitisch, niemand sagt je »Heil Hitler«. Das rechnet er sich als eine Art Widerstandshandlung an, es war aber das, was Goebbels wollte. Die Filme sollten harmlos sein, die Leute hier sollten auch mal ihre Unterhaltung haben, und die Leute draußen sollten sehen, in Deutschland ist ja alles halb so schlimm, da geht es ja völlig normal zu. Das war mir alles ein bißchen anrühlich.

Mit meiner jetzigen Frau, meiner zweiten Frau, habe ich oft darüber gesprochen. Sie war hier als Journalistin in der Zeit, und das verteidigt sie immer. Sie sagt, es gab ja hier auch nicht nur Nazis, und die Leute wollten ja auch



Sebastian Haffner

Als Engländer maskiert

Ein Gespräch mit Jutta Krug über das Exil

Taschenbuch, Broschur, 128 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73855-7

btb

Erscheinungstermin: November 2008

Im Londoner Exil hatte Haffner 1939 seine „Geschichte eines Deutschen“ niedergeschrieben. 50 Jahre später besucht die junge Journalistin Jutta Krug den damals über 80-jährigen Autor und spricht mit ihm über sein Leben in Berlin und seine Zeit im Exil. Er erzählt von seinen Gründen, Deutschland zu verlassen, und dem Weg, den er dazu wählte, bis hin zu den Schwierigkeiten, die er zunächst in England hatte. Entstanden ist nicht nur der spannende, persönliche Bericht eines Lebens, sondern ein wichtiges Zeitdokument.